Oesterreichische medicinische Wochenschrift.

(Ergänzungsblatt der medicin. Jahrbücher des k. k. österr. Staates.)

Herausgeber: Dr. J. N. Ritter v. Raimann. — Hauptredacteur: Dr. A. Edler v. Rosas.

No. 17. Wien, den 26. April. 1845.

1.

Original-Mittheilungen.

Typhus combinirt mit Tuberculose.

Von Dr. Joseph Flögel, k. k. Regiments-Arzte.

Durch hervorragende Männer sind in neuester Zeit die Blicke der Ärzte auf die Combinationsfähigkeit der Krankheiten gerichtet worden, und wir dürfen wohl mit Recht von der vollendeten Durchbildung dieser Richtung eine geläutertere Diagnostik und die Aneinanderreihung der Krankheiten nach ihren Verwandtschaftsgraden, also ein natürliches System der Medicin erwarten. — Allein zur Erreichung dieses Zweckes bedarf es fester, auf statistische Daten gegründeter Normen, wie sie nur durch jahrelanges gemeinschaftliches Zusammenwirken gewonnen werden können. Dass hierbei die durch Forschergabe ausgezeichneten und eines grossen Wirkungskreises sich erfreuenden Ärzte die maassgebenden bleiben, versteht sich eben so wohl von selbst, als dass die von andern ausgehenden Beiträge nicht ganz unberücksichtiget bleiben dürfen.

Typhus und Tuberculose combiniren sich zwar nur ausnahmsweise (siehe Rokitansky's Handbuch der patholog. Anatomie, Bd. 3. p. 258) können aber doch gleichzeitig, ohne dass also einer der beiden Krankheitsprocesse schon erloschen oder doch dem Erlöschen nahe zu sein brauchte, in demselben Individuum vorkommen. — Als Beleg für den letzteren Ausspruch erlaube ich mir die nachfolgende Krankheitsgeschichte mitzutheilen, da der Glaube an gegenseitige unbedingte Ausschliessungen von Typhus und Tuberculose noch bei Vielen unerschütterlich fest zu stehen scheint.

N. N. 24 Jahre alt, von phthisischem Habitus, wuchs am 18. August vorigen Jahres, dem achten Tage der Krankheit, dem Spitale zu. Seit seinem Knabenalter war er häufig Catarrhen und seit drei Jahren einem beständigen trockenen Hüsteln unterworfen gewesen. — Äusserste Abgeschlagenheit, grosse Eingenommenheit des Kopfes, Ohrenklingen, Schwerhörigkeit, schlummersüchtiger Zustand, dunkel rothlaufartige Färbung des Gesichtes, ganz trockene, an der Spitze lebhaft rothe, übrigens russige Zunge und ähnlich belegtes Zahnfleisch, viel Durst und pappiger Geschmack, etwas aufgetriebener, beim Drucke in der Ileocöcalgegend schmerzhafter, gurrender Unterleib, wässeriger, mit kleinen gelben Flocken untermischter Stuhlgang, der jedoch nur 1—2mal des Tages erfolgte, trüber Urin, trockene heisse Haut und sehr beschleunigter weicher Puls waren die Erscheinungen, welche im Verlaufe mehr und mehr sich entwickelnd, die Gegenwart des Abdominaltyphus ausser Zweifel setzten. — Obwohl bei diesem Leiden die Respirationsorgane fast immer in hohem Grade betheiligt sind, so liessen doch der dumpfe Percussionsschall auf der oberen Hälfte der rechten Brust, der Mangel eigentlichen Respirations-

geräusches ebendaselbst beim Vorhandensein grossblasigen Raschelgeräusches, nebst gelindem Pfeifen und Schnurren, welches sich obwohl in geringerem Grade über die ganze Brust ausdehnte, das kurze beschleunigte Athmen, der zeitweise trockene Husten, der oben erwähnte Habitus, so wie die auffallende Magerkeit des Kranken die Gegenwart von Tuberkeln namentlich in der rechten Lunge vermuthen. — Durch den Gebrauch des Calomel und von Ableitungsmitteln auf die Haut verlief der Abdominaltyphus dergestalt günstig, dass er am 9. September, also am 21. Tage der Behandlung, als beseitiget betrachtet werden konnte. Schon in den letzten zehn Tagen aber trat nun die Lungentuberculose immer deutlicher und unzweifelhafter in die Erscheinung durch häufigen Husten mit eiterigem Blutauswurfe und hectisches Fieber, wobei auch die während des Typhus entstandenen Decubitus, statt zu heilen, wieder um sich griffen. Der Kranke starb am 4. October.

Leichenbefund. Die Hirnhäute mässig verdickt, trübes Serum in geringer Menge zwischen sich enthaltend; das Gehirn normal. Die linke Lunge gesund, der obere Lappen der rechten, mit Ausnahme eines Zoll breiten Saumes längs des ganzen äusseren Randes, tuberculös infiltrirt und mit zahlreichen melanotischen Puncten und Flecken versehen; auch fanden sich hier mehrere erbsen- bis wallnussgrosse Cavernen, welche gleich einzelnen Bronchien mit Eiter gefüllt waren. Besonders merkwürdig war eine beiläufig mannsfaustgrosse, bloss mit Luft gefüllte Höhle, welche folgende Begränzung darbot: Nach innen den Herzbeutel, welcher an dieser Stelle leicht geröthet, mit einem etwa $^1/_4'''$ dicken, gallertartigen Exsudate überkleidet, uud auch an die innere Fläche des Brustblattes angelöthet war. Vom oberen und unteren Ende dieses Exsudates erstreckte sich je eine seröse Scheidewand fächerförmig 4'' weit nach aussen bis zur Lunge, wo sie in den, die Pleuraflächen dieses ganzen Organes enge verbindenden Zellstoff sich verlor; die obere verlief längs der Mitte des dritten, die untere am unteren Rande des vierten Rippenknorpels. Diese vordere Begränzungsfläche war gleichfalls mit $^1/_2$—$^3/_4'''$ dickem, gallertartigem Exsudate überzogen. Nach aussen und hinten befand sich die excavirte Lungensubstanz, welche hier mit einem äusserst zarten, fein gefalteten, serösen Häutchen ausgekleidet sich zeigte. Nur an einer Silbergroschen grossen Stelle fehlte dieselbe, und hier gelangte man mittelst eines kurzen Canales in eine kleine, mit Eiter angefüllte Caverne. — Das Herz welk. — Der rechte Leberlappen vergrössert und stark gewölbt, der linke dagegen so verkümmert, dass er kaum die gewöhnliche Grösse des Spigel'schen Lappens erreichte; ihre Substanz etwas derber, viel blutiges Serum enthaltend. — Die Milz um das doppelte vergrössert, ihre Substanz dunkel violett, breiartig. Sämmtliche Gekrösdrüsen typhös infiltrirt, einzelne bis zur Grösse eines Taubeneies und darüber angeschwollen. — Im Ileum gegen 20 meistens elliptische Geschwüre, deren Längenachse von $^1/_2'''$ bis zu $1^1/_2''$ variirte, und zur Axe des Darmes theils parallel, theils schief gelagert war. Ein jedes zeigte eine je nach seiner Grösse mehr oder minder breite, schwärzlich blaue Umsäumung. Überall sah man vom Rande gegen die Mitte zu neue Schleimhautbildung von $^1/_6$—$2'''$ in buchtigen Ausweitungen vorgeschritten. Die übrige Grundfläche liess die Muskelfasern deutlich erkennen, so dass sie gänzlich bloss zu liegen schienen. Hiedurch sind diese Geschwüre hinreichend als in der Vernarbung begriffene typhöse characterisirt. Nieren und Harnblase normal.

Bemerkungen über die Behandlung der Physconien.

Von Dr. C. Maly, practischem Arzte in Marburg.

Herr Dr. Weitenweber, dessen höhere Tendenz zur richtigen Erkenntniss der Arzneikräfte nicht zu verkennen ist, hat in der österr. medic. Wochenschrift, 1844, Nr. 12 einen Aufsatz über die Physconie der Leber mitgetheilt, zu welchem ich mir Einiges um desto mehr beizusetzen erlaube, als nur freie Mittheilung und ein collegialisches Besprechen der Ansichten und Beobachtungen das Wahre fördern können. Hr. Dr. W. sagt zuerst, dass „bekanntlich die erfahrungsmässige Beobachtung seit langer Zeit vor Hahnemann fest steht, dass manche Arzneikörper jene Krankheiten wirklich selbst zu erzeugen im Stande sind, bei welchen sie sich als sichere Heilmittel bewähren.“ Hier wird also der Grundsatz der Homöopathie *similia similibus curantur* zugegeben, aber nur auf manche Arzneimittel beschränkt. Wenn aber die Arzneimittel nach einem von der Natur bestimmten Gesetze (welches aufzufinden die Aufgabe der Medicin ist) wirken, so entsteht die Frage, ob ein solches Natur-

gesetz nicht für alle Arzneikörper dasselbe ist, oder ob die Natur einigen derselben, wie der China u. a. einen besonderen Vorzug gegeben, und diese nach einem anderen Gesetze wirken liess? Nach allen unseren naturhistorischen Kenntnissen, vermöge welcher wir in allen Kräften und Gesetzen der Natur die höchste Einfachheit erblicken, lässt sich diese Frage mit Bestimmtheit verneinen, und dahin erklären, dass, wenn man dieses Naturgesetz bis jetzt nicht bei den Wirkungen aller Arzneikörper entdeckt hätte, an diesem nur die Mangelhaftigkeit unserer bisherigen pharmacodynamischen Kenntnisse Schuld gewesen wäre.

Wenn Dr. W. behauptet, dass man diese „erfahrungsmässige Beobachtung lange Zeit vor Hahnemann gemacht hat,“ so wird doch Niemand bestreiten wollen, dass H. der erste war, der durch seine eigenen Prüfungen der Arzneimittel an Gesunden das Naturgesetz ***similia similibus*** begründete, und dasselbe als ein therapeutisches Princip bei der Behandlung aller Krankheiten aufstellte. Dem Verdienste seine Kronen.

Was die Physconien anbelangt, welche durch den ***Cortex peruvianus*** geheilt werden, so können es keine anderen sein, als die, welche in Folge eines lange anhaltenden intermittirenden Fiebers entstanden sind. Da hilft nach dem homöopathischen Princip, ***similia similibus***, die China vollkommen; wozu aber keine solchen ungeheueren Gaben, wie ***Cort. peruv. fusci alcoh. unc.*** i, nothwendig sind, zu deren Verdauung wieder der Zusatz von ***Pulv. cinnamomi dr.*** i, nothwendig erachtet wurde. Einige Tropfen der reinen Tinctur des ***Cort. peruv.*** mit Wasser verdünnt, ohne alles und jedes ***Corrigens et adjuvans***, würden hingereicht haben, um die Krankheit auf eine leichte, sichere und angenehmere Art zu heben, ohne vielleicht wieder ein Chinasiechthum hinterlassen zu haben.

Obwohl aber die ***Febres intermittentes*** bei längerer Dauer Physconien zu erzeugen vermögen, so dürften dieselben doch aus dem Grunde nicht oft vorkommen, weil diese Art Fieber sehr selten der Natur überlassen werden, und man gegen dieselben gewöhnlich nur allzuviel anwendet, wobei die China nicht gespart, und leider oft in solcher Quantität und so lange anhaltend gebraucht wird, bis durch dieselbe eine Arzneikrankheit, nämlich eine künstliche Physconie erzeugt wird.

Man trachtet meistens das Fieber so schnell als möglich zu unterdrücken, oder wie man sich im gewöhnlichen Leben auszudrücken pflegt, zu vertreiben, welche Benennung noch aus jenen Zeiten herzustammen scheint, wo man die Fieber der Einwirkung böser Geister zuschrieb, und ich erinnere mich einer Bürgersfrau in Prag, welche versicherte, dass ihr das Fieber, als sie ihrem Manne einen Esslöffel voll Medicin geben wollte, den Löffel aus der Hand geschlagen habe.

Die durch China erzeugten Physconien, welche ich in Grätz zu behandeln Gelegenheit hatte, waren meistentheils solche, die aus den niedrig gelegenen und sehr fieberhaften Orten von Untersteier, und besonders aus Croatien und Slavonien herkamen. In allen jenen Fällen, wo China oder Chinin nach längerem Gebrauche das Fieber nicht heben konnten, oder wohl gar schon eine Chinakrankheit verursachten, wird die Arnica als Antidot der China und als Heilmitel angezeigt sein, und ebenfalls nach dem Gesetze ***similia similibus*** die Heilung vollbringen. Bei den am Chinasiechthum leidenden Kranken beobachtet man eine grosse Auftreibung des ganzen Unterleibes mit Schmerzhaftigkeit, besonders der Hypochondrien, ein fahles, schmutziges, gelbliches Aussehen, belegte Zunge, bitteren Geschmack, mangelnde Esslust, den Durst gewöhnlich vermehrt. Die Fieberparoxysmen erscheinen noch immer, aber unregelmässig, Stuhlgang ist entweder sehr hart und selten, oder diarrhoisch, Urin dunkel braunroth, wenig, mit einem ziegelfarbenen Satze. Ich lasse in solchen Fällen 2—3 Tropfen ***Tinct. rad. arnicae*** mit 2—3 Unzen ***Aq. destill.*** mischen, und täglich 3mal einen Kaffeelöffel voll nehmen. Wie stark eine solche Mischung noch nach Arnica riecht, und wie herrlich dieselbe in dergleichen Fällen wirkt, dessen kann sich jeder practische Arzt durch eigene Beobachtung überzeugen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, auf meine Behandlungsart des ***Febris intermittens*** aufmerksam zu machen, die ich auch schon vor mehreren Jahren in der „Hygiea“ mitgetheilt habe. Seit mehr als 15 Jahren habe ich den ***Tartarus stibiatus*** als das wirksamste Mittel erprobt gefunden, den ich auch im Anfange allen Kranken der Art gebe. ***Tart. stibiati*** $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ gr. je nach der Empfänglichkeit des Kranken in 3, 4 und mehr Unzen destillirten Wassers aufgelöst, und täglich 3mal in der fieberfreien Zeit einen Kaffeelöffel voll gegeben, wirkt ausgezeichnet gut, und die meisten Kranken genesen durch diese Arznei allein. ***Chininum sulf.*** zu $\frac{1}{3}$ gr., täglich 2mal, gebe ich nur dann, wenn bei einzelnen Kranken

das Fieber länger anhielt, die Paroxysmen zwar mässiger wurden, aber der Kranke sich schon bedeutend geschwächt fühlte. Hier wirkt nun das Chinin sehr schnell. — Von der heilsamen Wirkung des ***Tart. stib.*** hat sich auch Hr. Dr. Friedrich, Bezirksarzt in Mariazell, damals Badearzt in Gleichenberg, überzeugt, der die dort häufig vorkommenden ***Febres intermittentes*** nach meiner Art behandelte, und einen sehr günstigen Erfolg davon beobachtet zu haben versicherte.

Über die Verschreibungs- und Bereitungsart der aus Vitriolum martis artefactum und Sal tartari zusammengesetzten Eisenpillen.

Von Med. Dr. Popper, Herrschafts-Arzte zu Winterberg.

Im Jahrgange 1841 der österr. medic. Wochenschrift, S. 676, habe ich eine Pillenmasse aus ***Vitriolum martis artefactum*** und ***Sal tartari*** dem ärztlichen Publicum bekannt gegeben und ihre trefflichen Wirkungen in geeigneten Fällen von Chlorosis auseinandergesetzt.

Die Anwendung dieses Heilmittels, welches sich mir seither nicht nur in der angedeuteten Krankheitsform, sondern auch in vielen anderen körperlichen Leiden, wo Eisenpräparate überhaupt angezeigt sind, bewährte, fand hie und da bei Collegen freundlichen Anklang; jedoch ermangelte die damals angegebene Vorschrift, wo die Menge des zuzusetzenden Süssholz-Extractes und Pulvers dem Belieben des Apothekers anheimgestellt wurde, einer gewissen Präcision, und hatte den Übelstand zur Folge, dass in Abgang einer gleichförmigen Bereitungsart aus einer Officin mehr, aus einer anderen weniger Pillen kamen, und dass selbst bei Repetitionen die Anzahl derselben sich nicht gleich blieb.

Genaue diessfalls angestellte Versuche haben mich Behufs der Vermeidung der gedachten Übelstände und zur Erzielung eines guten, überall gleichförmigen Präparates gegenwärtig zu folgender Verschreibungsart bewogen: ***Rp. Vitrioli martis artefacti, Salis tartari, Extracti liquiritiae, Pulv. rad. liquiritiae alcohol. aa dr. duas. M. f. massa, e qua formentur l. a. pilulae, pond. gran. duorum. Consperg. pulv. rad. liquiritiae.***

Diese Verschreibungsart ist die zweckmässigste, indem man hiedurch nicht allein eine zur Formirung der Pillen geeignete Masse und jedesmal eine gleiche Anzahl derselben bekommt, sondern auch ein zweckmässiges, reines kohlensaures Eisenoxyduloxyd und schwefelsaures Cali enthaltendes Präparat erzeugt, welches noch die gute Eigenschaft hat, dass es sich lange Zeit in der Schachtel trocken erhält und daher keine nachtheiligen Veränderungen erleidet.

Der Apotheker muss aber bei der diessfälligen Bereitung folgendermassen vorgehen: Er reibe das ***Vitriolum martis artefactum***, welches chemisch reines, schwefelsaures Eisenoxydul (FeO, SO_3, $H_2O + 6$ aq.) sein muss, und das ***Sal tartari*** (KO, CO_2), jedes für sich in einer porzellanenen Reibschale zu einem Pulver, setze zu den vermengten zwei Salzen das in den Apotheken zur Pillenbereitung vorhandene Süssholzextract (nicht das ***Extractum liquiritiae liquidum*** unserer Pharmacopöe) hinzu und rühre das Ganze l. a. gehörig um.

Es entsteht sofort eine fast feste, zur Bereitung der Pillen aber nur scheinbar geeignete Masse, welche von den 6 Atomen des Crystallwassers des schwefelsauren Eisenoxyduls vorher zum Theil befreit werden muss. Zu diesem Behufe stelle der Apotheker die Reibschale, welche sie enthält, an einen warmen Ort bis zum Erwärmen, wodurch die Masse sich durch die Zerlegung der Salze und das Freiwerden des Crystallisationswassers zu einem dünnen Brei verwandelt. Sie wird hierauf von dem warmen Orte weggenommen, durch einige Minuten innig verrieben, wodurch das Crystallwasser zum Theile verdampft, und mit der angegebenen Quantität Süssholzpulver zur eigentlichen Pillenmasse l. a. gebildet.

Die so gewonnenen Pillen enthalten durch die eigenthümliche Zerlegung der constituirenden Bestandtheile kohlensaures Eisenoxyduloxyd (CO_2, $FeO + Fe_2O_3$, eine basiche Verbindung) und schwefelsaures Cali (SO_3, KO) nebst dem indifferenten Bindungsmittel, einem Theile des Crystallwassers und dem Halhydenwasser des zerlegten schwefelsauren Eisenoxyduls.

Kohlensaures Eisenoxydul wäre in der angeführten Pillenmasse nur dann zu gewinnen möglich, wenn der Apotheker sie bei vollständigem Ausschlusse der Luft darstellen könnte, was jedoch unstatthaft und nicht realisirbar ist; es verbindet sich daher die Kohlensäure des ***Sal tartari*** mit dem Eisenoxydul des ***Vitriolum martis*** unter dem nicht zu vermeidenden Zutritte der atmosphärischen

Luft zu kohlensaurem Eisenoxyduloxyd, welcher Stoff eben so trefflich wirkt, wie das kohlensaure Oxydul allein. Dass die angeführten Pillen die heilbringenden Wirkungen des Eisens auf das gesammte vegetative und animalische Leben vorzugsweise entfalten, die allenfalls nachtheiligen Einflüsse des Eisens auf die Beschaffenheit der Stuhlentleerungen günstig modificiren und mithin die Verdauungsthätigkeit nicht im Geringsten behelligen, muss ich, durch vielfältige diessfällige Erfahrungen belehrt, offen bekennen, und nehme daher keinen Anstand, den Gebrauch derselben in allen Krankheiten, die kohlensaure Eisenpräparate erheischen, den ärztlichen Collegen dringend zu empfehlen.

2.

Auszüge aus in- und ausländischen Zeitschriften und fremden Werken.

A. Anatomie.

Über die wahre Länge der Urethra beim Menschen, und die Methode, sie genau zu messen. Von Pétrequin. — Bei den heutigen Autoren finden wir rücksichtlich der Angabe der Länge dieses Organes die grössten Abweichungen. Nach Malgaigne beträgt sie $5^1/_2$—$5^3/_4$″, nach Velpeau 5—7″, nach Amussat 7—8″, nach Meckel 8″, nach Whately, Ducamp, Begin $7^1/_2$″—$8^1/_2$″, nach J. Cloquet $7^1/_2$—11″, nach Lisfranc 9—10″, nach H. Cloquet 9—11″, nach Sabatier 1—12″. — Wo ist da die Wahrheit? Und doch ist die genaue Kenntniss der wahren Länge der Urethra von grösstem Belange für das Studium und die Behandlung der Harnröhren-Verengerungen, für die Anwendung der Ätzmittel, der Scarificationen der Urethra etc. — Zur grösseren Deutlichkeit spricht P. zuerst von der totalen Länge, dann von der relativen der einzelnen Theile. — A. Totale Länge. Sie ist verschieden nach dem Zustande der Erschlaffung oder Aufrichtung des Penis, nach der individuellen Organisation etc. So erwähnt Dupierris in New-Orleans eines spanischen Officiers, bei dem diess Organ 14″ mass; auch bemerkte er, dass sich das Längenverhältniss bei den Negern höher herausstelle, als bei den Weissen. Um das Längenmaass zu erhalten, sind Einspritzungen von Luft, gerinnbaren Flüssigkeiten, Wachs u. dgl. sehr mangelhafte Mittel; einmal, weil sich der Canal an der Leiche nie so verhält, wie beim Lebenden, und dann, weil die Resultate von der grösseren oder geringeren Gewalt, die bei den Injectionen angewendet wurde, abhängig sind, und sich somit nur höchsens ein Approximations-Verhältniss ihrer Ausdehnungsfähigkeit ermitteln lässt. Die wahre Länge lässt sich im Allgemeinen mittelst zweier Methoden bestimmen. Diese sind: 1. die geradlinige, und 2. die krummlinige. Die geradlinige Messungs-Methode: Mit einer geraden Sonde erhielt P. im Allgemeinen $5^3/_4$—$6^1/_4$″ (155—168 Millimet.) Da die Urethra aber keinen geradlinigen Verlauf hat, so bringt man bei dieser Messungsweise eine Abweichung von der Richtung der einzelnen Theile hervor. Gleichwohl ist sie für die Anwendung der Steinzerbohrungsinstrumente, der Urethrotome und des geradlinigen Scarificators von Wichtigkeit. — 2. Die krummlinige Messungs-Art: Mit einer gekrümmten Metallsonde von gewöhnlichem Durchmesser fand P. nach Messung der Urethra mit ihren natürlichen Krümmungen eine mittlere Länge von $6^1/_4$—$6^3/_4$″ (168—182 Millimet.) zuweilen 7″ (189 Mellimet.). Diess Maass wurde zu wiederholten Malen mit biegsamen und unbiegsamen, geraden und gekrümmten Sonden, endlich mittelst eines durch die ganze Länge der Urethra gehenden Bindfadens auf das genaueste genommen, das Organ selbst weder gezerrt noch erschlafft.

B. Relative und partielle Länge. Der prostatische Theil misst nach Boyer 15—16‴, nach Littre 15‴, nach Ducamp und Blandin 12—15‴, nach Senn 13‴, nach J. Cloquet 9—15‴ etc. Die genaueste Messung ergab P. (wie Lisfranc) 8—11‴. Diese Länge wird jedoch durch die verschiedenen Zustände der Prostata modificirt. Die membranöse Portion hat nach Boyer 12″, nach Ducamp 9—12‴, nach Blandin 10‴, nach Lisfranc 7—11‴. P. fand sie im Allgemeinen ungefähr 6—9‴ lang, und zwar in ihrer Centralaxe gemessen. Der schwammige Theil, in die Portion unter den Schambeinen (2—$2^1/_2$″ lang) und in die oberhalb denselben (2—$2^1/_2$″ lang) zerfallend, ist, wie die Ruthe selbst, von verschiedenartiger Länge. P. bestimmt sie auf eine anderweitige Art, indem er von der totalen Länge (Summe der Länge des prostat. u. membran. Theiles) 14—18‴ abzieht, was bei der geradlinigen Messung 4″ 6—10‴, bei der krummlinigen 5″ bis 5″ 4‴ für den schwammigen Theil der Harnröhre ergibt. (*Gazette médicale de Paris, 1843, Nr. 38.*) *Blodig.*

B. Medicinische Physik.

Pneumatischer Apparat zur Messung der Lungencapacität. Von Dr. Hutchinson. — Dieser Apparat besteht aus zwei Instrumenten: dem einen zur Messung des Volums der ausgeathmeten Luft, dem andern

zur Bezeichnung der theils zum Einathmen, theils zum Ausathmen einer bestimmten Luftmenge nothwendigen Kraft. Das erste (die Respirations-Maschine) ist zusammengesetzt aus zwei cylindrischen Gefässen, deren eines mit Wasser gefüllt ist; in dieses wird das andere Gefäss getaucht, welches die ausgeathmete Luft aufzunehmen hat, daher das Receptakel heisst, und im Verhältnisse der ausgeathmeten Luftmenge über das Wasser sich erhebt. Zur Bezeichnung des Cubikinhaltes der aufgenommenen Luft ist mit dem Receptakel eine Scala verbunden, die sich mit diesem hebt und senkt; ein Rohr führt die Luft unter das Receptakel, und eine Klappe dient dazu, um die im letzteren angehäufte Luft nach Vollendung des Versuches zu entfernen. Das zweite Instrument (der Inspirator) ist nach dem Grundsatze construirt, dass eine Quecksilbersäule, die durch die Wirkung der In- und Exspirationsmuskeln gehoben wird, ein genaues Maass für die durch diese Muskeln ausgeübte Kraft abgeben könne. Auch hier wird das Verhältniss der In- und Exspirationskraft durch an einer Scala abzulesende Cubikzolle angezeigt. Dieses Instrument wurde nach den Resultaten von mehr als 1200 Beobachtungen construirt, die an Menschen aller Stände und von der verschiedensten Körpergrösse gemacht wurden. H. hat nun diese Instrumente mit Berücksichtigung der verschiedensten Umstände, der Grösse, des Gewichtes des Individuums, der Zahl der Pulsationen und Inspirationen angewendet, und bei allen den mannigfachen Versuchen nur ein constantes, jedoch wichtiges Verhältniss gefunden, nämlich das der Capacität und Stärke der Respiration zur Körpergrösse. Es geht daraus hervor, dass die Capacität der Brust bei gesunden Menschen in demselben Verhältnisse grösser ist, als deren Körperhöhe zunimmt. Bei 14, 5 (engl.) Schuh hohen Menschen stellte sich als mittlere Respirationsgrösse 135 Cubikzoll Luft heraus, während bei 68, die mehr als 6 Schuh hoch waren, dieselbe 260 Zoll betrug. Als allgemeines, aus einer grossen Zahl von Beobachtungen sich ergebendes Gesetz fand H., dass mit der Zunahme von 1″ Körperhöhe, von 5 bis 6 Schuh, die Capacität um 8 Cubikzoll Luft bei einer Temperatur von + 12° R. steigt. Alle diese Beobachtungen beziehen sich nur auf den Menschen im vollkommenen Gesundheitszustande. Nicht minder interessant sind die bei Krankheiten gewonnenen Resultate, und H. glaubt, dass es keine Krankheit der Brust gebe, die nicht eine namhafte Veränderung ihrer Capacität mit sich führte, wornach der Apparat als diagnostisches Hülfsmittel viel Vortheil gewähren dürfte. H. hat sich vorzüglich mit Untersuchungen dieser Verhältnisse bei der Lungenphthise beschäftigt, und darnach eigene Tabellen construirt, woraus hervorgeht, dass z. B. bei einem Individuum, das im gesunden Zustande seiner Körperhöhe entsprechend eine Capacität von 220″ haben sollte, diese im ersten Stadium der Phthise auf 113″, bei einem im gesunden Zustande 254″ Respirirenden im vorgerückten Stadium der Krankheit sogar auf 34 herabsinkt. Eben so wird bei Verkrümmungen der Wirbelsäule die Capacität der Brust oft sehr vermindert. Es müsste hiernach eine, nur einigermassen namhafte Abweichung der wirklichen Capacität von derjenigen, die dem Individuum vermöge seiner Körpergrösse zukommen sollte, den Verdacht einer Lungenkrankheit erregen. Als Ausnahme hiervon bezeichnet jedoch H. die sehr wohlbeleibten Menschen, bei welchen die Lungencapacität ohne Störung der Gesundheit bedeutend vermindert ist. — Es scheint ferner, dass es beinahe keine Beziehung zwischen der Capacität der Brust und ihrer äusserlichen Entwicklung gebe. So betrug die Capacität der Brust bei Menschen von 5′ 8″ (engl.) Höhe, deren Brust 35″ im Umfange mass, 235 Cubikzoll, während sie bei Menschen, deren Brust 38″ Circumferenz hatte, nur 226 Cubikzoll darbot. Ein Mann, dessen Brust 40″ im Umfange hatte, besass eine Capacität von 147 C. Z. Man kann daher aus einer scheinbar bedeutenden Entwicklung der Lunge nicht auf eine grosse Lungencapacität schliessen.

Das zur Bestimmung der Respirationskraft der Muskeln dienende Instrument muss an die Nase applicirt werden, weil unter dieser Bedingung allein die Messung eine richtige sein kann, indem bei Application eines ähnlichen Instrumentes an den Mund durch den Einfluss der Zungen- und Backenmuskel grosse Irrthümer veranlasst werden können. Die aus den Messungen mit diesem Instrument erhaltenen Resultate sind doppelter Art; sie beziehen sich auf die In- und Exspiration, und sind gleichfalls in Tabellen gruppirt, wo jedoch zu complicirte Verhältnisse obwalten, als dass sie kurz wiedergegeben werden könnten. Es ergibt sich hieraus, dass die stärkste In- und Exspirationskraft, berechnet bei Menschen von allen Ständen, auf die Körperhöhe von 5′ 9″ falle, von da an aber für die dieses Maass überschreitenden Körpergrössen abnehme. Wird jedoch dieselbe Berechnung bloss bei Menschen von ausgezeichneter Stärke aus der arbeitenden Classe vorgenommen, so ergibt sich die bedeutendste Respirationskraft für die Körperhöhe von 5′ 7″. Die Exspirationskraft ist in der Regel um ein Drittheil grösser, als die der Inspiration; jene kann durch die Lebensweise, z. B. bei jenen, die Blasinstrumente spielen, viel schreien etc. verstärkt werden. H. glaubt behaupten zu können, dass jeder Mensch, bei dem die Exspiration nicht um 1/3 die Inspiration übersteige, als krank angesehen werden soll. Die verstärkte Inspiration wird vorzüglich durch Unterleibs-Krankheiten bewirkt. Auch behauptet H., die Zerreissung des Trommelfelles aus dem Verhältnisse der Inspiration zur Exspiration erkannt zu haben; so fand er bei einem Manne, dessen Exspirationskraft nur 0.55″ zeigte, augenblicklich eine Steigerung derselben auf 5.5, sobald die Ohren mit den Fingern verstopft wurden, während die Inspiration constant 3.7 betrug, sowohl bei offenen, als bei geschlossenen Ohren. (*The Lancet, 1844. Gazette médicale de Paris, 1845, Nr. 4.*)

Kanka.

C. Physiologie.

Über die Function der Lymphgefässe. Von Willis. — Die zuerst zu lösende Frage ist: Welches ist das Wesen der Flüssigkeit, welche die genannten Gefässe führen? ist sie wässerig und von geringerer Dichtigkeit, oder dick und von grösserer Dichtigkeit, als das Blut oder der *Liquor sanguinis?* Wenn sie dichter als dieses wäre, so würde sie keineswegs vermögen, die Dichtigkeit des in den Venen zum Herzen zurückkehrenden Blutes zu erhöhen; wäre sie dagegen weniger dicht, so würde sie nach dem Verhältnisse des Überschusses ihres Wassergehaltes über den des Blutes auch im Stande sein, diese Flüssigkeit in den Venen zu verdichten und sie geeignet zu machen, die Gewebe, welche sie passirt, zu tränken. Alle bisherigen Analysen haben die Lymphe des Menschen, wie die der gesunden Vierfüssler, von einer der des Blutes weit nachstehenden Dichtigkeit ergeben. In der von Marchand und Colberg untersuchten Lymphe aus einem offenen Lymphgefässe an der Spitze des Fusses betrug die Menge des Wassers 96.92 auf 100 Theile, in der von Bergmann unter ähnlichen Umständen von einem andern Individuum erhaltenen und analysirten 96.10 auf 100 Th. und in der von Reev aus den Bauchlymphgefässen 96.53 auf 100 Th. Die Menge des Wassers im menschlichen Blute beträgt nach Lecanu 77.8 — 82.7 auf 100 Th. Die Lymphe ist daher eine weit mehr als das Blut verdünnte Flüssigkeit, somit wird das Blut verdichtet sein und befähiget, in demselben Verhältnisse zu imbibiren, als die wässerige Lymphe seiner Masse entzogen wird. — Die Abscheidung der Lymphe vom Blute kann nicht ein rein mechanischer oder physicalischer, der Imbibition nahe stehender oder mit derselben identischer Process sein. Magendie und seine Schüler stritten den Lymphgefässen jede Resorptionsfähigkeit ab, und nach Verf. mit vollem Rechte, wenn dieser Ausdruck die physicalische Imbibition in der Ausdehnung, wie sie bei den Venen Statt findet, bezeichnen soll. Die Venen sind in der That die eigentlichen resorbirenden Organe im eigentlichen Sinne des Wortes, denn sie sind die einzigen Gebilde, deren Function ausser derjenigen, welche sie als Canäle für den rückkehrenden Blutstrom haben, mit ihrer Imbibitionsfähigkeit zusammenhängt, oder von derselben abhängig ist. Selbst die Milchgefässe machen von dieser Regel keine Ausnahme. Alle Gewebe des Körpers imbibiren zwar, aber jedenfalls nur sehr langsam, ausgenommen die Venen, und mit Ausnahme dieser Gefässe und vielleicht auch der Darmzotten scheint Function in keinem Falle mit der blossen physicalischen Fähigkeit, schnell von Flüssigkeit durchdrungen zu werden, zusammenzuhängen. Function ist in der That sehr oft der Endosmose gerade entgegen gesetzt, dafür spricht die Absonderung des wässerigen Speichels, des pancreatischen Saftes, des Schweisses und Harnes aus dem verhältnissmässig dichten Blute. — Die angenommenen Gesetze der Endosmose sprechen dafür, dass Flüssigkeiten der Art sich nicht vom Blute trennen sollten. — Es kann jedoch keine Frage sein, ob ein jedes Gewebe und Organ im Körper mit einer eigenthümlichen auswählenden und absondernden Kraft begabt ist, welche ohne Zweifel mit seiner Entwicklung und seinem Wachsthume zusammenhängt, vermöge welcher es dem Plasma, von dem es umspült wird, die zu seiner Entstehung und Ernährung nothwendigen Elemente entnimmt. Nun haben aber die drüsigen Organe ihnen ganz eigenthümliche, wenn nicht vielleicht zu andern hinzukommende, schaffende Kräfte, durch welche sie, während sie ernährt werden, verschiedene Flüssigkeiten, die man ihre Secretionen nennt, aus dem Blute absondern oder vorbereiten und in geeignete Canäle ergiessen. Ganz auf dieselbe Weise scheinen die Lymph- und Milchgefässe ihre Functionen zu erfüllen. Diese Functionen können in der That als die wesentlichen Elemente einer allenthalben verbreiteten Drüse angesehen werden. Ihre Wandungen und sackförmigen Anhänge bestehen aus einer Anhäufung granulirter Materie, aus Kernen und Zellen in verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung, den letzten Elementen eines jeden bis jetzt bekannten Secretionsorganes ähnlich. Die Kerne ziehen in einem unaufhörlichen Zustande der Reproduction eine gewisse Menge granulirter Materie um sich an, und werden dann von einer zarten, mit Flüssigkeit gefüllten Hülle umgeben — sie sind Zellen geworden, und wenn diese zur Reife gediehen sind, und dann mit der Innenfläche des Lymphgefässes, in dessen Wandung sie entstanden sind, in Contact stehen, so platzen sie auf und ergiessen ihren Inhalt in die Höhle desselben. Die secernirte Flüssigkeit ist in Bezug auf das lymphatische System, die Lymphe, eine Flüssigkeit, welche ungefähr $96\frac{1}{2}$ Proc. Wasser und $3\frac{1}{2}$ Proc. fester Bestandtheile enthält, welche festen Bestandtheile in ihrer chemischen Zusammensetzung der der Blutflüssigkeit identisch sind. — Die Lymphgefässe also, oder genauer die Zellen, aus denen ihre Wandungen zusammengesetzt sind, zeigen im Verlaufe ihrer Entwicklung eine besondere Affinität für das wässerige Element des Blutes, und indem sie dieses der in den Capillargefässen circulirenden Flüssigkeit entziehen, verdicken sie in demselben Verhältnisse den Strom, welcher in den Venen zum Herzen zurückkehrt, und theilen dadurch demselben die Kräfte der Imbibition oder Endosmose mit, um eine unaufhörliche und rasche Veränderung in dem Plasma, welches durch die Wandungen der Arterien an jedem Puncte durchschwitzt, hervorzubringen. Die Aufnahme des Chylus von den Lymphgefässen oder Bauchlymphgefässen wird auf dieselbe Weise, wie die der Lymphe, in anderen Theilen des Körpers bewirkt, und zweifelsohne mit einer grösseren Penetrationskraft als anderswo. Die neuere Physiologie verwirft die Annahme einer Imbibition durch offene Mündungen; die Darmlymphgefässe beginnen, wie an anderen Stellen, in der Form blinder Säcke oder Canäle, und der einzige bemerkbare Unterschied zwischen ihrer Structur und jener der Lymphgefässe im Allgemeinen scheint in der höhern Entwicklung der wesentlichen Bestandtheile des Syste-

mes — der Zellen mit Kernen — zu bestehen. Die Resorption des Chylus erklärt sich auf dieselbe Weise leicht, die Substanz der Darmzotten, wo dieselben sich finden, und die des schwammigen Gewebes, welches noch die innere Schichte des Dünndarmes bildet, wo sie fehlen, ist gleich der Substanz anderer Organe in einem Zustande fortdauernder Zu- und Abnahme. Die Abnahme findet hier, wie gemeiniglich in drüsigen Organen, im Inneren gegen intercellulare Canäle oder Gänge hin Statt, in dem vorliegenden Falle gegen Lymph- oder Chylusgefässe hin. Die Zellen jedoch, aus denen die Darmzotten und die pulpöse innere Membran des Darmes vornehmlich besteht, werden, indem sie sich im mittelbaren Contact mit dem Chylus entwickeln, von einem Theile desselben durchdrungen; sie reifen allmälig, platzen dann auf, und entleeren ihre mit einer eigenthümlichen granulirten Masse gemischten flüssigen Contenta in die Gänge, mit denen sie in Verbindung stehen. — Der flüssige Inhalt ist der Chylus, die Gänge die Chylusgefässe. Die Contenta der Kernzellen der Gedärme sind nur dann weiss und milchig, wenn Chymus und zwar von einer besondern Art im Darme vorhanden ist; wo dieser dagegen fehlt, durchsichtig und farblos, oder fast so wie auch das Product ihrer Reife und Ruptur ist, welches dann Lymphe genannt wird. Der Chylus unterscheidet sich in der That von der Lymphe nur dadurch, dass er eine relativ grössere Menge von albuminöser und fettiger Materie enthält; ganz so, wie es sich bei der Flüssigkeit erwarten lässt, welche frischen Nährstoff zum Gebrauche und zur Erhaltung des Organismus hergibt, indem Albumen der Repräsentant des stickstoffigen Fettes in den nicht stickstoffigen Elementen des Körpers ist. Trotz der Masse des frischen Materiales, mit welchem die Chylusgefässe überladen sind, führen sie dennoch eine Flüssigkeit von weit geringerer Dichtigkeit als der *Liquor sanguinis,* und vermögen daher die wichtige Function zu erfüllen, die dem lymphatischen Systeme im Allgemeinen zugewiesen ist. Die anatomische Vertheilung der Lymphgefässe ist mit den so eben über ihre vitale Function aufgestellten Ansichten in vollkommener Harmonie. Die Dienstleistung der Lymphgefässe muss eine allgemeine sein, so wie das Lymphsystem allgemein ist. Doch verästeln sich Lymphgefässe keineswegs wie die Arterien, Venen und Nerven an jedem constituirenden Theilchen des Körpers. Man hat sie niemals sicher als Gefässe von irgend einem Umfange gesehen, welche von der Drüse der Achselgrube oder der Brüste abwärts mit dem blossen Auge, vermittelst des Messers und der Pincette bis zu den Enden der Finger und Zehen verfolgt werden können. Sie verlaufen unter der Haut oder in den Zwischenmuskelräumen in mehr oder weniger parallelen Linien und auf weite Strecken hin, ohne irgendwie seitliche Äste aufzunehmen, wiewohl sie häufig mit einander anastomosiren. Statt fortwährend zu wachsen und aus Zweigen und Ästen Stämme zu werden, theilen sich die Hauptlymphgefässe auf dem Fussrücken und auf dem Rücken und der Fläche der Hand in grössere Mengen noch kleinerer Canäle, welche dann aufwärts verlaufen und nur da zusammenkommen, wo sie sich einem Haufen lymphatischer Drüsen nähern. Der Zweck ist augenscheinlich, den Einfluss dieser Gefässe zu vertheilen, nicht ihn zu concentriren. Nur auf den die Eingeweide umgebenden serösen Häuten gleichen die Lymphgefässe etwas mehr den Venen in der Weise ihrer Vertheilung; doch auch hier sieht man sie gemeiniglich nicht sich ausgedehnt verzweigen, und in immer kleinere Zweige und Äste sich vertheilen, bis sie dem Auge entschlüpfen, ausgenommen an der Unterfläche der Leber, sondern sie verlaufen mehr bündelartig. Müller kennt kein absorbirendes Gefäss, das nicht mit blossem Auge gesehen werden könnte; man ist jetzt ziemlich allgemein darin übereingekommen, dass die Lymphgefässe nur in den Räumen, zwischen den Organen und auf der Oberfläche derselben verlaufen; einige wenige Canäle können auch die grösseren Blutgefässe der Eingeweide auf eine gewisse Strecke begleiten, aber sicher dringen sie nicht in das Parenchym irgend eines Organes ein. Die Nähe der Lymphgefässe und nicht ihr unmittelbares Vorhandensein reicht für den Organismus aus, was auch mit den vom Verf. ihnen angewiesenen Dienstleistungen im Einklange steht. Dieselben Ansichten scheinen neue und ganz besondere Stützpuncte in der eigenthümlichen Entwicklung des lymphatischen Systemes der Lurche zu finden. In gewissen Krankheiten ferner, in denen die Function der Haut vermindert ist, wie bei Wassersuchten, erreicht das lymphatische System den höchsten Grad seiner Entwicklung. Der Zusammenhang des Lymphgefäss-Systemes im Ganzen mit der Capillar-Circulation und der Zweck desselben in der angegebenen Weise wird ferner noch durch die Weise bestätiget, auf welche es am Ende mit den Blutgefässen zusammenhängt. Die von den Lymphgefässen angeeignete wässerige Flüssigkeit ergiesst sich nicht in die Venen in der Nähe der Theile und Organe, wo sie gesammelt wird; diess würde die Wirkung haben, den zurückkehrenden Strom zu verdünnen und alles, was geschehen ist, ungeschehen zu machen. Die Contenta der Lymphgefässe kommen zum Blute nur in dem Augenblicke, wo dasselbe ins Herz eintritt, an den diesem Organe möglichst nahen Ort, von dem das Blut unmittelbar zu den Lungen hin fortgeschafft wird, und ausser der speciellen Reinigung, welche es daselbst erfährt, so viel Wasser verliert, dass die Flüssigkeit der Lungenvenen eine etwas höhere Dichtigkeit als die der Pulmonalarterien erhält, und so in den Stand gesetzt wird, das zarte Gewebe des Athmungsorganes zu tränken. Diess scheint in der That der Zweck der Lungenexhalation zu sein, einer Excretion, die, wenn auch vielleicht in gewisser Hinsicht physicalisch unvermeidlich, doch einem wichtigen vitalen Acte untergeordnet ist. Noch ist hier zum letzten Beweise der vom Verf. ausgesprochenen Ansicht die bedeutende Störung anzuführen, welche der Organismus gemeiniglich bei irgend einer Implication der Functionen oder der Structur seröser Häute erleidet, welche

Verf. als Mittel für die Vertheilung der grossen Menge von Lymphgefässen ansehen möchte, z. B. bei Entzündungen, Verwachsungen derselben etc. Das Leiden wird in solchen Fällen gewöhnlich einer Störung der Bewegung der Organe, deren seröse Überzüge betheiliget sind, zugeschrieben; aber W. glaubt, dass die Ernährung das Leben des Organes beeinträchtiget, die für das Herankommen der ernährenden Flüssigkeit und für die Entfernung des Auswurfsstoffes nothwendigen Bedingungen gestört seien, und daraus das bedeutende Allgemeinleiden und der so oft tödtliche Ausgang hervorgehe. (*London medical Gazette. 1844. April.*) *Blodig.*

Das Weinen. Von Dr. Goldschmidt. — G. definirt das Weinen als eine specifische Athembewegung, mit der sich durch eine eigenthümliche Association eine sehr bedeutende Thätigkeit der Thränendrüse verbindet. Es characterisirt sich durch ein rasch auf einander folgendes, stossendes, tönendes Aus- und Einathmen, das nun wieder durch gedehnte, noch lauter tönende Athemzüge unterbrochen wird. Die Augenlider werden dabei krampfhaft zusammengezogen; das Gesicht zieht sich in sich selbst zusammen. Die Athembewegung steht in solchem noch nicht hinreichend erklärten Connexe mit der Thränendrüse, dass jede heftigere Athembewegung von stärkerer Thränenabsonderung begleitet ist. Jede stärkere Athembewegung von den Athmungswerkzeugen der Brust, des Halses und Gesichtes wird durch stärkere Erregung des verlängerten Markes bewirkt; die entfernten Ursachen davon sind: Erregung des verlängerten Markes vom Gehirne aus; direct aufs verlängerte Mark wirkender Reiz; Reflex eines an den Körper angebrachten Reizes. Die Athembewegung des Weinens wird immer durch einen Reiz, der vom Gehirn ausgeht, erregt; sie ist nie Wirkung des Reflexes, sondern nur des (deprimirenden) Affectes; sie erfolgt immer nur nach der Vorstellung, die jedem Affecte vorangehen muss, und unterscheidet sich dadurch wesentlich von allen übrigen stärkern Athembewegungen, die entweder nur in Folge des Reflexes (Niesen, Husten), oder sowohl in Folge des Reflexes als nach Vorstellungen (Seufzen, Gähnen, Lachen) entstehen können. Daher weinen Kinder nie, bis nicht mit der grösseren Entwicklung des Gehirnes die Seelenthätigkeit freier geworden ist — sie schreien, heulen, wimmern nur; — Erwachsene weinen bei körperlichen Leiden nur, wenn die traurige Vorstellung das körperliche Leiden überwiegt. Menschen sind zum Weinen desto geneigter, je mehr bei ihnen das Gefühl vorherrscht; was Dichter und Jäger vom Weinen der Pferde, Rehe, Hirsche, Hunde erzählen, ist nach G. irrthümlich. Crocodillthränen und freiwilliges Weinen ohne entsprechenden Affect gibt es nicht. Wenn Schauspieler das Weinen nachkünsteln wollen, machen sie ein breites, dummes Gesicht, die Thränen muss das vorgehaltene Schürzchen oder Taschentuch ersetzen. Das Weinen hat ähnliche günstige Wirkung auf Bethätigung der Respiration und des Kreislaufes in den Lungen, wie das Seufzen und Gähnen, nur in höherem Grade. Ist der Affect, der sonst Weinen hervorbringt, zu heftig, so werden die Athmungsnerven gelähmt; dieser Umstand, meint G., müsse öfters Ursache des plötzlichen Todes nach heftigen, niederdrückenden Affecten gewesen sein. — Weinerliche Gesichtsverziehung mit geringem Thränenerguss, ohne die eigenthümliche tönende Athembewegung in Folge eines schwachen deprimirenden Affectes kann als geringerer Grad des Weinens angesehen werden. — Die bloss vermehrte Thränenabsonderung in Folge eines Affectes, ohne die eigenthümliche Athembewegung und Gesichtsverziehung, ist vom Weinen wohl zu unterscheiden: während das Weinen Wirkung eines niederdrückenden Affectes ist, wird das Thränen durch ein Gemisch von Lust und Unlust, von Freude und Schmerz hervorgebracht, wie durch Mitleid, beim Abschiede, bei Versöhnungen. Das Ohr ist besser geeignet, solche gemischte Affecte zu erregen und Thränen hervorzurufen, als das Auge: so werden Thränen viel leichter ins Auge gelockt durch eine ernste Melodie, durch Aufführung eines rührenden Schauspieles, durch Declamiren ergreifender Verse, als durch ein rührendes Bild, durch stilles Lesen eines ergreifenden Buches. Das mit dem Weinen sich häufig verbindende Schluchzen characterisirt sich dadurch, dass mit dem krankhaften Zucken des Zwerchfelles der Kopf in den Nacken geworfen wird. Das Heulen, das mit dem Weinen häufig verwechselt wird, unterscheidet sich von diesem dadurch, dass bei jenem der Mund weit aufgerissen, das Gesicht in die Höhe und der Kopf in den Nacken gezogen wird. (*Zeitschr. für die ges. Medicin von F. W. Oppenheim. 1844. Nr. 5.*) *Schabus.*

D. Pathologie.

Über die Natur und den Sitz des Keuchhustens. Von J. S. Streeter, Präsid. der medic. Ges. des Guy's Hospitals. — Bekanntlich lassen sich die Symptome der in Rede stehenden Krankheit in zwei Stadien trennen:

1. Das catarrhalische, 2. das des eigentlichen Keuchhustens (*hooping stage*). Das erste characterisirt sich durch einen trockenen, zuweilen etwas schärfern, doch nie absolut von einem gewöhnlichen Catarrh zu unterscheidenden Husten, welcher bei Kindern von unbedeutendem Fieber, bei Erwachsenen von heftigem Kopfschmerz und allgemeiner Abgeschlagenheit begleitet wird

Das zweite, selten vor der dritten Woche auftretende Stadium wird durch den eigenthümlichen, paroxysmenweisen Husten, dem die Krankheit ihren Namen dankt, bezeichnet. Jeder Anfall endigt mit der Entleerung von Schleim aus den Luftwegen, und zwar durch Auswurf oder Erbrechen oder beide zusammen. Hierauf

lassen die mechanischen Respirations- und Circulations-Störungen nach, und bis zum Wiedereintritte eines neuen Anfalles kehren diese Functionen zur Norm zurück.

Betrachtet man den Anfall selbst, so findet man, dass er mit immer kürzer werdenden, die Lungen fast gänzlich der Luft beraubenden Exspirationen besteht, welchen endlich eine tiefe, gewaltsame, zum Theil krampfhafte Inspiration folgt, wodurch alle Luftzellen von Luft ausgedehnt werden, und wobei der so eigenthümliche characteristische Ton eben durch das plötzliche Einströmen der Luft, durch die krampfhaft verengte Stimmritze bedingt, erzeugt wird. Die Zahl der derselben vorangehenden Exspirationen ist verschieden, bei Kindern grösser als bei Erwachsenen.

Jedem Paroxysmus geht ein kitzelndes und prickelndes Gefühl in den untern Theilen der Luftröhre voran, welche die Unruhe der Kinder bewirkt, und die Erwachsenen zur Annahme einer geneigten Stellung für die abnorm salzige Expectoration treibt. Diesen salzigen Schleim, welcher als fremder Körper den Larynx reizt, betrachtet Verf. als die wahre und veranlassende Ursache der Erstickungsanfälle dieses Zeitraums. Übrigens hält er die Krankheit für ansteckend und für nicht selten bei Erwachsenen. Von den meist bekannten Theorien der Schriftsteller über Keuchhusten weicht der Verf. in so fern ab, als er nicht bloss eine Irritation, sondern eine wirkliche Entzündung der Bronchialschleimhaut annimmt; dagegen ganz mit Dr. Blaud darin übereinstimmt, dass die salzige Secretion der Trachea der nächste Grund des obbenannten zweiten Stadiums sei.

Die Beweise dafür sind nach Verf. Ansicht: die Aussage der erwachsenen Kranken, welche, so lange die Anfälle heftig waren, stets den salzigen Geschmack des Auswurfes fühlten; — die Ähnlichkeit der Keuchhustenanfälle mit den Erscheinungen, welche die Expectoration eines fremden reizenden Körpers begleiten; — die leichte Erklärungsweise, welche diese Annahme für die in unbestimmten Zeiträumen wiederkehrenden Paroxysmen mit ihren Symptomen zulässt; und endlich der Schlüssel, welchen sie zu der chaotischen Masse ärztlicher und Volksmittel, welche man in dieser Krankheit anwendet, bietet. — Wünschenswerth wäre übrigens eine chemische Analyse des durch Keuchhusten entleerten Schleimes. (*London med. Gaz. Nov. 1844.*) *Pissling.*

Über partielle Empfindungslähmung. Von Prof. Puchelt in Heidelberg. — Verf. theilt 5 Fälle von der Empfindungslähmung gegen einzelne Eindrücke bei ungestörtem Fortbestehen der Receptivität gegen andere in einem und demselben Theile mit. In einem Falle war ausschliesslich die Empfindung der Temperatur der äusseren Objecte vermindert; in drei Fällen zeigte sich vorzugsweise oder ausschliesslich das Tastvermögen, durch welches die Form der äusseren Objecte wahrgenommen wird, vermindert, in einem Falle gänzlich aufgehoben, während die Empfindlichkeit für die Temperatur und für schmerzhafte Eindrücke fortbestanden. In einem Falle war anfangs eine zeitlang die Empfindlichkeit für das Stechen einer Nadel gänzlich vernichtet, ohne dass das Tastvermögen aufgehoben war; in demselben Falle war später die Empfindlichkeit für die Temperatur und für schmerzhafte Eindrücke erhöht, das Tastvermögen hingegen vermindert. Die Ursache dieser partiellen Empfindungslähmung befand sich weder in dem gelähmten Organe, noch in den Nerven oder im Rückenmarke, sondern im Gehirne. Die Art der Erkrankung dieses Organes nachzuweisen, ist jedoch dem Verf. bisher nicht gelungen. (*Heidelberger medic. Annalen. 1844. X. Bd. 4. Hft.*) *Nader.*

Über Miliaria puriformis. Von Dr. Müller in Prag. — Die eiterigen Miliarien sind Bläschen von der Grösse eines Mohnkorns bis zu der einer Linse, die in grösserer oder geringerer Anzahl unregelmässig über den ganzen Körper oder nur über einzelne Theile desselben zerstreut und mit wahrem Eiter gefüllt sind. Sie wurden bisher irrthümlich für eine primäre selbstständige Krankheit gehalten; die Ursache derselben ist immer Eiteraufnahme in das Blut bei irgendwo vorhandener localer Eiterung. Sie erscheinen nach geschehener Eiterresorption oft plötzlich über eine Nacht oder in wenigen Stunden, in eclatanten Fällen über den ganzen Körper zerstreut, unter rein serösen und profusen Schweissen. In solchen Fällen sistirt der locale Eiterungsprocess; vorhandene Wunden werden trocken oder secerniren bloss ein dünnflüssiges Product. Bilden sich die Miliarien nach Eiterungen an der Aussenfläche des Körpers, so erscheinen sie zuerst in der Umgebung der Wunde, und dann nach und nach auch am übrigen Körper, worauf der Tod sehr bald erfolgt. Die einzelnen Eiterbläschen, wenn sie klein sind, bestehen 3—4 Tage, worauf sie vertrocknen; sie können sich dann bei fortwährender Eiteraufnahme und längerer Dauer der Krankheit 3—4mal an derselben Stelle von neuem erzeugen. In den vom Verf. beobachteten Fällen schwanden sie niemals mehr, wenn sie über den ganzen Körper verbreitet waren, und bildeten da ein sicheres Zeichen der höchsten Gefahr. Die eiterigen Miliarien sind ein nothwendiges Ergebniss einer weit vorgeschrittenen Pyämie, und stehen in derselben Categorie, wie die lobulären Entzündungen. Ihr Dasein muss den Arzt jederzeit veranlassen, der primären Eiterung nachzuforschen, aus der sie ihren Ursprung nehmen. Dass sie bis jetzt so selten beobachtet wurden, hat wahrscheinlich bloss darin seinen Grund, dass man sie so leicht übersieht, und die allgemeinen Decken nicht oft und genau genug betrachtet. Aus dieser Ansicht über die Entstehung der eiterigen Miliarien ergibt sich auch die Therapie, die vor Allem gegen die Phlebitis gerichtet sein muss. Am Schlusse der Abhandlung theilt Verf. 5 Fälle von eiterigen Miliarien mit. Im ersten Falle war die Pyämie durch Entzündung des *M. iliacus internus*, im zweiten durch einen Abscess an der Ferse, im dritten durch einen gangränösen Bubo, im vierten durch ein Geschwür am Unterschenkel, im fünften durch spontane

Entzündung der Schenkelvene entstanden. Die 3 ersten Fälle endigten in kurzer Zeit tödtlich, im vierten Falle kam durch Bildung von 10 grossen Abscessen längs dem Verlaufe der Saphena Genesung zu Stande; der fünfte Fall verblieb noch in Behandlung. *(Prager Vierteljahrschrift f. d. pract. Heilkunde. 1845. 2. Bd.)*

Nader.

Über den Heilungsprocess des Krebses in der Leber und seine anderweitigen Beziehungen. Von Prof. Bochdalek in Prag. — In der Leber kommt der Krebs bekanntlich häufig vor, meistens der sogenannte Medullarkrebs (Medullarsarcom oder Markschwamm) und seine Abart, das Encephaloid, seltener der Scirrhus *(Carcinoma simplex s. fibrosum)*, am seltensten der gallertartige Krebs *(Carc. gelatinosum seu areolare)*. Das Medullarsarcom, eine der verderblichsten Arten, erscheint gewöhnlich in Form von vollkommen gesonderten, scharf begränzten, ausschälbaren Massen, d. i. als Knoten oder Knollen; selten in Form der Infiltration oder eines gleichmässigen Ergusses in das Leberparenchym. Die Heilung der ersten Form des Medullarkrebses kommt am häufigsten im ersten Stadium, nämlich dem der Crudität zu Stande, indem er auf einer gewissen Stufe seiner Entwicklung stehen bleibt, allmälig schrumpft, verkümmert und endlich wohl auch spurlos verschwindet. Es entsteht nämlich in der nächsten Umgebung um den Krebsknoten in der comprimirten Lebersubstanz eine reactive Hyperämie, die sich zur chronischen Entzündung mit Ausschwitzung eines Lymphexsudates steigert, welches sich allmälig zu einer festen, dichten, faserzelligen, wohl auch faserknorpeligen, weissgrauen Masse organisirt, wodurch der Knoten von der ihn ernährenden Lebersubstanz getrennt und mehr weniger vollkommen eingekapselt wird. Der Krebsknoten wird dadurch der Säftezufuhr beraubt, und während gleichzeitig auch seine flüssigen Bestandtheile aufgesogen werden, fängt er an sich zu entfärben, wird blassgrau, später grau oder weissgelblich, endlich schmutziggelb oder fahl; er nimmt an Volumen ab, wird welk, trocken, zähe, verändert seine sonst rundliche Gestalt in eine unregelmässige, eckige, und schrumpft, je nach seiner ursprünglichen Grösse, zu einem hanfkorn- bis erbsengrossen, warzenartigen, nicht selten seicht gelappten Knötchen oder Höcker zusammen, welcher unter dem Microscope grösstentheils aus verschieden grossen Fettkugeln und aus membranartigen, dem Epithelium höchst ähnlichen Lamellen nebst eingestreuten, unregelmässigen, eingeschrumpften Krebszellen besteht, zuweilen aber wenige oder gar keine deutlichen Fettkugeln, sondern unregelmässige, verschieden grosse Körnchen in bedeutender Menge nebst zahlreichen eingeschrumpften Zellen zeigt. Es bleibt dann auf der Oberfläche der Leber eine runzlige, narbige Einziehung zurück, in welcher die warzigen, fahlen Reste des ertödteten Krebses sitzen, oder bei vollkommen gelungener Heilung bloss eine verschieden grosse, zellig-fibröse oder speckig-zellige, mehr weniger tief in das Leberparenchym eindringende, oft trichterförmige Narbe ohne alle Spuren von Krebsresten. Oft, zumal wenn der Krebsknoten grösser war, z. B. von der Grösse eines kleinen Apfels, einer Billardkugel u. s. w., zerfällt oder zerklüftet sich derselbe bei der Heilung meist von seiner Mitte aus, und man findet dann die entstandenen Spalten gleich der Umgebung des ganzen Krebsknotens mit einem zellig-fibrösen, $\frac{1}{3}$—2, auch 3 Linien dicken Narbengewebe ausgefüllt, und somit jeden einzelnen Theil des zerklüfteten Afterproductes abgekapselt und isolirt, so dass die Durchschnittsfläche sich als unregelmässig fächerig darstellt, und in jedem Fache ein warzenartig zusammengeschrumpfter Krebsknoten eingebettet ist. Ungleich seltener als im Stadio der Crudität kommt der Krebs im Stadio der Erweichung zur Heilung. Der Krebsknoten zerfliesst nämlich von seinem Centrum aus nach der Peripherie hin entweder in eine rahmähnliche, gelblich- oder röthlich-weisse oder grauröthliche, nicht selten mit Blut gemischte Masse, deren flüssigster Theil nach und nach aufgesogen und aus dem Körper ausgeschieden wird, während der consistentere Theil sich mehr und mehr eindickt und den oben beschriebenen Rückbildungsprocess eingeht; oder er zerfliesst zu einer blassgelblich-eiweissartigen oder Synovia ähnlichen Flüssigkeit, die von einer mehr weniger dicken Rinde, dem Reste des noch nicht zerflossenen peripherischen Theiles des Krebses eingeschlossen ist. Im Falle der Heilung wird nun diese Flüssigkeit gleichfalls resorbirt und die Wände verwachsen und schrumpfen zusammen. Man kann dann und wann in einer und derselben Leber den ganzen Heilungsprocess der Carcinome durch alle seine Phasen bis zum gänzlichen Verschwinden nachweisen, indem zuweilen 5—10—20 und mehr geheilte oder in Heilung begriffene Krebse in derselben vorkommen, und eine Menge Narben die früheren Lagerstellen der Aftergebilde bezeichnen. In Bezug auf die Häufigkeit des Vorkommens der Heilung vom Leberkrebse bemerkt Verf., dass unter den in Prag durchschnittlich im Jahre vorkommenden 450 — 500 Sectionen der Leberkrebs 16—17 Mal, und darunter der in Heilung begriffene oder geheilte 6—7 Mal beobachtet werde. Die zahlreichsten und bedeutendsten Krebsheilungen kommen gewöhnlich in der sogenannten Speckleber vor, die ein treuer Begleiter der syphilitischen, mercuriellen und rhachitischen Dyscrasie zu sein pflegt. In seltenen Fällen sah Verf. den geheilten Krebs auch bei Tuberculose; häufig war von den erwähnten Krankheitsprocessen nichts aufzufinden. Was das Alter der Individuen anbelangt, in welchem die Heilung des Leberkrebses angetroffen zu werden pflegt, so scheint dieselbe am häufigsten zwischen dem 25. und 55. Lebensjahre zu gelingen. Der Umstand, dass der Krebs in andern Organen ungleich seltener nachhältig heilt, als in der Leber, mag zum Theil von der Species des Krebses selbst, vorzüglich aber von den schädlichen Einflüssen, welchen diese Organe ausgesetzt sind, abhängen. *(Prager Vierteljahrschrift f. d. pract. Heilkunde. 1845. 2. Bd.)* Nader.

Über die Krümmungen der Wirbelsäule. Von Gaillard. — Unter 52 vom Verf. beobachteten Fällen von Abweichung der Wirbelsäule, welche unabhängig von Caries, Bruch oder rheumatischen Affectionen derselben auftraten, fand dieselbe nur 5mal bei Knaben Statt; von den 47 damit behafteten Mädchen waren nur 4 unter 9 Jahren, 4 zwischen 9 und 12, 39 dagegen zwischen 12 und 15 Jahren — ein Umstand, der sich leicht erklären lässt, wenn man bedenkt, dass während des letzteren Zeitraumes die Nahrungs- und Lebensweise der Kinder meistens verändert wird, und in Folge des Eintrittes der Pubertätsperiode auch die Theile, welche die Wirbelsäule bilden helfen, schnell im Umfang zunehmen. Ein einziges Mal bemerkte Verf. eine seitliche Krümmung der Wirbelsäule bei einem Neugebornen mit unverhältnissmässiger Entwicklung des Kopfes und sehr grossen Fontanellen, die sich jedoch mit dem fortschreitenden Alter von selbst verlor. Ausserdem fand Verf. bei allen davon befallenen Kranken eine schwächliche, scrophulöse Constitution, ein bestimmtes Verhältniss zwischen der Entwicklung des Übels und der Verschlechterung der Gesundheit im Allgemeinen, sehr häufig gleichzeitiges Vorkommen rhachitischer Formveränderungen der Gliedmassen, öftere Entwicklung dieses Übels bei Kindern reicher Stadtbewohner (50 unter den erwähnten 52), als bei armen; er konnte in den meisten Fällen zu anhaltende Beschäftigung mit Lesen, Schreiben, Clavierspielen etc. als die erregende Ursache nachweisen, und sah stets bei fleissiger Bewegung in freier Luft merkliche Besserung eintreten. Nach der Ansicht des Verf. entstehen diese Abweichungen dadurch, dass sich unter dem Einflusse verschiedener schwächender Ursachen die Festigkeit der Knochen und Bänder der Wirbelsäule, so wie die Zusammenziehungskraft der Muskeln vermindert, und daher durch das Gewicht des Kopfes und Rumpfes die Wirbelsäule von der normalen Richtung abweicht, während die Art der Abweichung von den Gewohnheiten der Kinder, von der Thätigkeit gewisser Muskeln und dem Sitze der Erweichung abhängt. Die eigentlichen Muskelverkürzungen, der Klumpfuss und das Schiefstehen des Halses werden in Vergleich zu den Abweichungen der Wirbelsäule 6—7mal seltener gefunden, sind oft angeboren, und kommen bei kräftigen und schwächlichen Individuen, bei Knaben und Mädchen und unter allen Ständen ohne Unterschied vor. (*Journ. de Connaiss. médic. chirur. 1844. Sept.*) Nader.

Eigenthümliche Symptome eines Bandwurms. Von Dr. Steinbeck. — Einen merkwürdigen Fall von Schwindel mit anhaltendem Sausen in beiden Ohren beobachtete Verf. bei einer 22jährigen Frau, welche schon seit 3 Jahren ohne erkennbare Ursache an diesem Übel gelitten hatte. Die Krankheit war anfänglich schwach aufgetreten, zuerst in der Form von Sausen vor den Ohren, wogegen die Kranke viele Mittel gebraucht hatte. Nach und nach war das Übel immer stärker geworden und hatte alle Lebenslust um so mehr zerstört, als sich mit dem Ohrensausen noch ein täglich 2—4mal eintretender Schwindelanfall verbunden hatte. Nach einer erfolglosen Behandlung übernahm S. die Kranke, und glaubte jene Zufälle, die von Zeit zu Zeit mit hysterischen Affectionen aufzutreten pflegten, hauptsächlich als ein aus dem Unterleibe stammendes symptomatisches Nervenleiden betrachten zu müssen. Demgemäss verordnete er der Kranken Antihysterica, welche aber eben so wenig etwas fruchteten. Plötzlich trat ein heftiges Erbrechen ein, welches durch nichts und zuletzt nur durch Blausäure zu stillen war. Patientin erhielt alle halbe Stunden 2 Tropfen, worauf sich das Brechen verlor und überhaupt eine seit 2 Jahren nicht gefühlte Ruhe und Behaglichkeit eintrat. Die Nervenverstimmungen im Unterleibe, Aufstossen, Würgen, Sausen und Schwindel waren gänzlich verloren. Die Ursache aller dieser Leiden wurde sehr bald erkennbar, denn am folgenden Tage trat ein spontaner, heftiger Durchfall ein, durch welchen ein 15 Ellen langer, vollständiger, todter Bandwurm abging. Offenbar war derselbe durch die starken Gaben der Blausäure getödtet worden und nun abgegangen. Patientin ist seit dieser Zeit vollkommen gesund, und hat nie wieder, weder an Schwindel noch an Ohrensausen gelitten. (*Medicinische Vereins-Zeitung. Berlin. 1845. Nr. 11.*)

Läntz.

Zur Lehre von den Würmern. Von Dr. H. v. Gutceit. — Die Würmer spielen bei vielen Ärzten eine grosse Rolle in der Kinderpraxis, und blasses Gesicht, blau beringte Augen, Kitzel in der Nase, dicker Leib, ungeregelte Verdauung sind ihnen genügende Indicationen zur Anwendung aller möglichen Anthelmintica. Gewöhnlich aber fruchten alle diese Mittel nichts. — Die meisten Kinder, die auf Würmer behandelt werden, sind durchaus nicht wurmkrank, sondern allein scrophulös. Es können bei solchen Kindern alle sogenannten Wurmsymptome vorkommen, ohne dass wirklich Helminthen in krankmachender Zahl oder überhaupt zugegen wären. Überhaupt ist es sehr zu bezweifeln, ob Würmer für sich allein jemals eine Krankheitsursache abgeben, wenn sie nicht in zu grosser Menge vorhanden sind. Bekanntlich sind diese Entozoën auf den menschlichen Darm angewiesen, und oft trägt der gesundeste Mensch mehrere bei sich, ohne eine Ahnung davon zu haben. — Oft werden Ascariden mit innern Mitteln lange bekämpft, wo Topica, ein Clystier von *Infus. sem. cinae,* oder Stuhlzäpfchen von *Butyr. cacao* mit *Ung. mercur.* schnell geholfen hätten. Bringen die Würmer aber für sich selten Nachtheil zu Wege, so verwickeln sie eine vorhandene acute Krankheit, doch oft sichtbar und meist mit räthselhaften Symptomen. Folgende 3 Krankheitsfälle werden diess beweisen: 1. Ein Kind von 6 Jahren hatte längere Zeit an Wechselfieber gelitten, das anfangs gehoben, später aber, da das Kind fortwährend Rückfälle bekam, sich selbst überlassen wurde. Undeutliche Anfälle erschienen jeden Tag, und zugleich stellte sich starker Husten ein. Plötzlich entstanden die Masern. Der Ausschlag war vortrefflich hervorgetreten, die Brustbeschwer-

den aber steigerten sich mit jedem Tage, so dass schon am 3 Tage des Ausbruchs alle Erscheinungen einer Brustentzündung vorhanden waren. Es wurden daher einige Egel gesetzt. Erleichterung, aber starker Husten dauerte fort; das Kind war matt und halb schlafsüchtig wie vor den Egeln. Den fünften Tag Abends gehen 6 Spulwürmer ab, und das Kind wird plötzlich nicht allein frisch, sondern der Husten ist wie weggezaubert. — 2. Ein anderes Kind von 7 Jahren bekommt Hitze, klagt über Kopfweh, Brust- und Leibschmerz; erbricht sich, verfällt in Schlafsucht, und *Delirium Calomel* zu Gr. $1/2$ alle 2 Stunden. Kopf- und Brustweh hören auf; die Empfindlichkeit des Bauches ist aber gross, besonders an einer Stelle, links vom Nabel, die in der Grösse einer Faust hervorgetrieben ist. Nach etwa 5 Gran Calomel gehen Spulwürmer von fast 1 Fuss Länge ab; die Symptome mindern sich. Nachdem 12 Würmer abgegangen sind, ist die ganze Krankheit verschwunden. Nach dem Abgange der ersten Würmer wurde ein *Infus. cinae* mit *Pulpa tamarind.* gegeben, was die Kranke gern nahm, während früher Cina in keiner Form von ihr genommen werden konnte. — 3. Ein Knabe von 10 Jahren litt am Abdominaltyphus, welcher den bekannten Verlauf machte, und durch Säuren und Öhlemulsion bekämpft ward. Nach den Crisen kehrte aber das Wohlbefinden nicht wieder, sondern es bildete sich ein halb schlafsüchtiger Zustand mit etwas erweiterten Pupillen, aber fast normalem Pulse aus, der über eine Woche andauerte. Befragt über sein Befinden, klagte der Kranke über nichts. Die Zunge rein, der Appetit ganz fehlend. Da wird dem Kranken eines Morgens sehr übel, und unter grossem Würgen bricht er einen spannelangen Spulwurm aus. Eine Stunde darauf fand ihn G. fröhlich im Bette sitzen; er verlangte Speise und war nach kurzer Zeit vollkommen genesen. (*Medicinische Zeitung Russlands. 1845. Nr. 3.*) *Lántz.*

3.

Notizen.

Verordnung.

Seine Majestät haben laut der mit dem hohen Hofkanzleidecrete vom 28. December 1844, Z. 41335, eröffneten Allerhöchsten Entschliessung über die Fragepuncte:

a) Wann und in welcher Ausdehnung ist die Keule bei der Rinderpest anzuwenden?

b) Wann und unter welchen Modalitäten ist eine Entschädigung für die getödteten Thiere zu leisten?

c) Welcher Maassstab des zu leistenden Entschädigungsbetrages ist festzusetzen, wie ist dieser auszumitteln, und von wem hat die Bestimmung der Cathegorie eines getödteten Rindes, sowohl in Hinsicht auf die Werthbestimmung nach Alter, Schlag und Beschaffenheit, als auch auf den Gesundheitsstand desselben auszugehen, und wer hätte hiebei zu interveniren? nachstehende Directiven zu genehmigen geruht:

Ad a) Da der eigentliche Zweck der Anwendung der Keule darin besteht, die Rinderpest gleich im Entstehen zu ersticken, und ihrer Weiterverbreitung mit möglichster Sicherheit vorzubeugen, so erscheint als ein wesentliches Erforderniss, dass das Vorhandensein der Rinderpest aus den Krankheitserscheinungen, dem Sectionsbefunde, dem Verlaufe und der Contagiosität der Krankheit unzweifelhaft und vollkommen constatirt, und der Beweis hergestellt sei, dass die Seuche in Folge einer Einschleppung entstanden oder durch Übertragung des Ansteckungsstoffes von einem Thiere auf das andere übergegangen sei, und sich bloss in einer Herde und in einem einzigen Stalle oder nur in einigen wenigen Ställen einer Ortschaft zeigt, und daselbst sich nicht schon eine bedeutende Zahl von kranken und verdächtigen Thieren vorfindet. Die Keule ist daher nur bei dem Entstehen der constatirten Rinderpest anzuwenden, wo die Tilgung der Seuche noch mit einem Schlage in Aussicht gestellt ist, und noch nicht mit Grund befürchtet werden muss, dass der Ansteckungsstoff — auf was immer für eine Art und Weise — auch auf die übrigen Stallungen und benachbarten Ortschaften übertragen und verbreitet worden, sonach eine mehrseitige Mittheilung durch einen Viehmarkt, gemeinschaftliche Weide und Tränke, durch Viehhirten, durch nach der Ortslage begünstigte häufigere Communicationen, lebhaften Verkehr u. s. w. erfolgt sei, und zwischen dem ersten Erscheinen der Seuche und ihrer Erkenntniss nicht schon ein zu langer Zeitraum verstrichen ist, da in allen diesen Fällen der ganze Ort als wahrscheinlich angesteckt und die Seuche auch in andere Ortschaften verschleppt betrachtet werden muss, daher die Anwendung der Keule zwecklos sein würde.

Kommen selbst nach Anwendung der Keule neue Erkrankungsfälle vor, so ist mit Grund zu vermuthen, dass die Seuche schon eine grössere Ausbreitung erlangt habe, und die Keule ihrer ferneren Verbreitung im Orte und ihrer Verschleppung in andere Orte nicht mehr Einhalt zu thun vermöge, daher in einem solchen Falle von dieser Maassregel kein weiterer Gebrauch zu machen ist.

Aus diesem Grunde darf auch zur Abkürzung einer schon mehr ausgebreiteten Rinderpest und als prophylactische Maassregel die Keule nicht angewen-

det werden, da sonst, ohne den Zweck der Unterdrückung der Seuche zu erreichen, die Summe der Entschädigung ausser allem Verhältnisse vermehrt werden würde. Nur gegen das Ende der Seuche, wenn nämlich in den meisten Ortschaften des Landes dieselbe bereits getilgt ist, sie sich nur mehr auf einige wenige Puncte, und daselbst bloss auf wenige Stücke beschränkt, und man zur Gewissheit gelangt ist, dass von den letzt erkrankten Stücken keine Übertragung des Contagiums Statt gefunden haben konnte, darf zur Abkürzung der Seuche und zur gänzlichen Zerstörung des Ansteckungstoffes im Lande auch zur Anwendung der Keule geschritten werden. Jederzeit sind aber sowohl in Fällen, wo die Keule in Anwendung kommt, als auch in jenen, wo dieses nicht geschieht, die in dem Viehseuchen-Unterrichte vom Jahre 1834 vorgeschriebenen sanitätspolizeilichen Maassregeln strenge in Ausführung zu bringen und genau handzuhaben.

Um den Zweck, welcher der Anwendung der Keule zum Grunde liegt, nämlich die Erstickung der Rinderpest im Momente ihres Entstehens, sicher zu erreichen, sind der Keule alle gleich nach dem Ausbruche der Seuche krank befundenen Thiere ohne Ausnahme zu unterziehen, die übrigen aber zu contumaziren.

Die Bestimmung, wann und in welcher Ausdehnung die Keule mit Rücksicht auf diese Normen anzuwenden ist, hat von einer eigenen, aus dem zur Seuchenbehandlung abgeordneten Kreis- oder Districts-Arzte oder Landes-Thierarzte, dem Oberbeamten der betreffenden politischen Obrigkeit und zweien wirththaftsverständigen Individuen aus dem Gemeinde-Vorstande bestehenden Commission, die auch die Einleitung der sonst gesetzlich vorgezeichneten oder weiter nöthigen Sicherheitsmaassregeln zu veranlassen hat, auszugehen. Diese Commission hat daher auch hinsichtlich des Gebrauches der Keule wegen der dabei obwaltenden Gefahr am Verzuge gleich unmittelbar die erforderliche Einleitung zu treffen, und diese Maassregel ohne weiters in Vollzug zu setzen, von dem Geschehenen aber unverzüglich unter Beibringung der Erhebungsprotocolle dem betreffenden Kreisamte die umständliche Anzeige zu erstatten, welches das diessfällige Verfahren strenge zu überwachen und nicht zu rechtfertigende Vorgänge im eigenen Wirkungskreise abzustellen und zu ahnden, wenn es nöthig ist, die Einflussnahme der Landesstelle anzusuchen, dieselbe aber jedenfalls von den Ergebnissen in Kenntniss zu setzen haben wird.

Ad b) Nur für die an der constatirten Rinderpest erkrankten oder derselben verdächtigen und über ausdrückliche Anordnung der berufenen Commissionen oder Behörden der Keule unterzogenen Rinder hat die Vergütung aus dem Staatsschatze, aber auch nur unter der Bedingung zu geschehen, dass der Eigenthümer derselben durch Ausserachtlassung der bestehenden Sanitätsvorschriften an der Einschleppung der Seuche nicht irgend eine Schuld trägt oder deren Ausbruch nicht verheimlicht hat, was aber jederzeit standhältig erwiesen sein muss. In solchen Fällen wird die Vergütung des vollen Werthes des getödteten Thieres geleistet. Diese Vergütung wird unter gleichen Verhältnissen auch den Dominien und Dominicalgrundbesitzern erfolgt, zumal die Anwendung der Keule ohne alle Ausnahme Statt finden muss, dieselben aber, wenn sie von der Entschädigung ausgeschlossen sein sollten, wohl nicht ohne offenbare Unbilligkeit zur Gestattung der Vertilgung ihres Viehes verhalten werden könnten.

Ad c) Der unerlässlichste und billigste Maassstab der zu leistenden Entschädigung ist derjenige, durch welchen der Eigenthümer des erschlagenen Viehes die volle Vergütung seines wahren Werthes nach den in der Gegend üblichen Marktpreisen mit Rücksicht auf das Alter, den Schlag und die Beschaffenheit desselben erhält. Dieser ist im Wege der Schätzung auszumitteln. Da ohnehin die Bestimmung, ob die Keule in Anwendung zu bringen ist, und welche Stücke derselben unterzogen werden sollen, im commissionellen Wege geschehen muss, so hat auch diese Commission die für jedes erschlagene Stück an die Eigenthümer zu leistende Vergütung mit Beiziehung zweier beeideten oder zu beeidenden, in dem angesteckten Orte oder dessen nächster Umgebung nicht ansässigen Schätzleute, die zur Vermeidung einer weitern Verbreitung der Seuche, nicht vermöge ihres Berufes oder Gewerbes, mit Vieh zu verkehren haben, nach obigen Grundsätzen zu erheben, und die üblichen Marktpreise der Umgegend ersichtlich zu machen. Da aber nach der Äusserung der Thierarznei-Instituts-Direction und der medicinischen Facultät in Wien von den als Seuche verdächtig erschlagenen, bei der Section aber noch vollkommen gesund befundenen Thieren das Fleisch zur Nahrung der Menschen, und die übrigen verwerthbaren Theile, so wie von den schon bei Leben oder durch die Section als krank erkannten, die Haut, Hörner und das Fett unter Beobachtung der nöthigen Vorsichten anstandslos benützt werden können, so hat die Commission auch gleichmässig den Werth dieser noch benutzbaren und dem Vieheigenthümer zu überlassenden Theile auszumitteln, und von der zu leistenden Vergütung in Abzug zu bringen. Über den ganzen Vorgang sind von der Commission eigene Protocolle aufzunehmen, in diesen das erschlagene Vieh nach Geschlecht, Alter, Schlag, Beschaffenheit und Gesundheitszustand, mit Angabe der Ursache des Erschlagens, des Sectionsbefundes, des ausgemittelten Schätzungswerthes, des zu dessen Grundlage genommenen Marktpreises und des Werthes der benützbaren Theile ersichtlich zu machen, und dieselben im Wege der Kreisämter der Landesstelle zur Prüfung und Anweisung der Vergütung einzusenden.

Hievon werden unter Einem die vier k. k. Kreisämter, der Wiener Magistrat, die Dominien Wiens, die k. k. Polizei-Oberdirection, die Direction des k. k. Thierarznei-Institutes, die hiesige medicinische Facultät und der n. ö. Landesthierarzt zur Wissenschaft und genauesten Darnachachtung in Kenntniss gesetzt.

Zugleich erledigen sich hiedurch die Berichte vom 15. Jänner 1838, Z. 240, und vom 1. Juni 1839, Z. 98. (*N. ö. Regierungs-Decret vom 11. Jänner 1845. Z. 1869.*)

Kundmachung.

Der in Lemberg verstorbene Doctor der Medicin Peter Krausneker, emeritirter Rector und Professor der Lemberger Universität, hat eine Stiftung für zwei, die Medicin an der Wiener Hochschule studierende Jünglinge aus seiner Nachkommenschaft und in Abgang von Anverwandten für zwei Söhne von Lemberger Gewerbe oder Handel treibenden Bürgern christlicher Religion, mit Ausschliessung der Neophyten, gegründet.

Diese Stiftung hat mit hohem Studien-Hofcommissions-Decrete vom 21. December 1844, Z. 7786, die Genehmigung erhalten. Dieselbe besteht in zwei Stipendien jährlicher 250 Gulden C. M., welche in halbjährigen anticipativen Raten zu Handen der Betheilten flüssig gemacht werden und zu deren Verleihung hiermit der Concurs ausgeschrieben wird.

Der Genuss dieser Stipendien hat bis zur Vollendung der Studien und Erlangung der Doctorswürde zu dauern, und geht verloren, wenn der Stipendist die Doctorswürde nicht binnen einem Jahre nach Vollendung der Studien erlangt, oder sonst nach den bestehenden allgemeinen Vorschriften sich den Verlust des Stipendiums zuziehen sollte.

Den Besetzungs-Vorschlag wird das Wiener medicinische Studien-Vicedirectorat im Wege des k. k. Universitäts-Consistoriums zu erstatten haben, welches denselben mit seiner Wahl dem galizischen k. k. Landesgubernium zur Bestätigung einzusenden hat.

Zur Erlangung der fraglichen Stipendien sind, wie oben erwähnt wurde, vor allem die Abkömmlinge des Stifters und in deren Abgang die obbezeichneten Söhne von Lemberger Bürgern berufen; doch geht die Absicht des Stifters dahin, dass, im Falle einst die Provinz Galizien mit Einschluss der Hauptstadt Lemberg vom österreichischen Kaiserstaate abfallen sollte, auch das den Lemberger Bürgerssöhnen eingeräumte Anspruchsrecht auf Bürgerssöhne der Residenzstadt Wien zu übergehen hätte.

Bewerber um diese Stipendien haben ihre mit den Tauf-, Impf- und den Studienzeugnissen der letzten zwei Semester, so wie auch mit den gehörig legalisirten Nachweisungen über Moralität, Mittellosigkeit und Verwandtschaft mit dem Stifter, oder die Gewerbseigenschaft ihrer Ältern belegten Gesuche (für diessmal längstens bis Ende Mai l. J.) dem medicinischen Studien-Vicedirectorate an der Wiener k. k. Universität mittelst ihrer betreffenden Obrigkeiten zu überreichen. (Vom k. k. galizischen Landesgubernium ddo. 2/15. Februar 1845, Z. 4208, und von der k. k. n. ö. Landesregierung ddo. 27. März 1845, Z. 18,590.)

Mittheilung an die Redaction.

Seit dem Erscheinen der schon vielseitig gewürdigten Erfindung der Waldwolle durch den Papierfabrikanten, Herrn Joseph Weis in Zuckmantel, hat sich schon manches schätzbare Nebenproduct, als: ein ätherisches Öhl von eigenthümlichem Geruch, Ziegel, die wie Torf brennen und brennbares Gas entwickeln etc. dargestellt, deren Beurtheilung zu technischen Zwecken competenten Richtern überlassen bleibt. Aber auf ein für die leidende Menschheit interessantes Nebenproduct erlaubt sich der Gefertigte aufmerksam zu machen, nämlich auf die durch Abkochung der Kiefernadeln mittelst eines Dampfapparates gewonnene Brühe, welche von grünlich gelber Farbe, bitterem, aromatischem Geschmacke, balsamisch-harzigem Geruche ist, und von dem Gefertigten zu Bädern, und die Dämpfe davon als Inhalation benutzt werden. In Form von allgemeinen Bädern, nach Umständen mit Wasser verdünnt, erzeugt diese Flüssigkeit vermehrte Wärme und eine juckende Empfindung an der Haut, lebhaftere Blutbewegung, Erhöhung der Nervenkraft und Thätigkeit, Andrang des Blutes zum Kopf und der Brust, häufige Urinabsonderung und Stuhlentleerung, so wie auch Vermehrung der monatlichen Blutabsonderung bei Frauen. — Als Dampf in die Lungen geleitet, befördert und verbessert sie die Schleimabsonderung, erhöht die Kraft und Thätigkeit der Lungen, so dass sehr bald das Gefühl freier Respiration bei Brustschwachen eintritt. — Das ätherische Öhl wirkt reizend und balsamisch. — Der Gefertigte hat bisher die Bäder mit ausgezeichnetem Nutzen bei torpiden Scrophelleiden mit Intumescenzen der Mesenterialdrüsen, hartnäckiger Stuhlverstopfung durch schleimige Infarcten, scrophulöser Lichtscheu und derlei Hautausschlägen angewendet. Ferner bei chronischen Rheumatismen und Catarrhen, bei Schleimflüssen sowohl der Respirations-, als der Geschlechtswerkzeuge und der Harnorgane, wenn keine offenbar entzündliche Affection vorhanden war; bei einigen Formen von Bleichsucht, phagadänischen Geschwüren, scorbutischer Dyscrasie, Ödemen etc. Die Dämpfe dürften eines der besten Heilmittel bei Nasen- und Lungenschleimflüssen sein. — Das ätherische Öhl leistete gute Dienste bei veralteten Rheumatismen und torpiden Geschwüren.

Der Gefertigte hat sich seit einem Jahre von der vortrefflichen Wirkung dieser bisher unbeachteten Arzneimittel überzeugt, und hofft durch diese Mittheilung seine verehrten Herren Collegen um so mehr zu erfreuen, da sich dieses Mittel so vortrefflich für die Kinderpraxis eignet, die durch dieses einfache, aber kräftige Mittel häufiger genesen, als durch die dem kindlichen Organismus gleich widerlichen als feindseligen Arzneien.

Zuckmantel, den 18. October 1844.

Anton Schernhorst,
Med. Dr. und Stadt-Physiker.

4.
Anzeigen medicinischer Werke.

Die medicinischen Anstalten Prag's nach ihrem gegenwärtigen Zustande. Von Dr. W. R. Weitenweber etc. Mit zwölf Ansichten in Aquatinta auf Stahl und einem medicinisch-topographischen Grundrisse von Prag. Prag, bei Borrosch & André. 1845 VIII und 358 S. 12.

Die Heil- und Humanitäts-Anstalten der Czechenhauptstadt haben besonders in der jüngsten Zeit neben den medicinisch-naturhistorischen Bildungsanstalten eine so hohe Stufe von Bedeutenheit, practischer Zweckmässigkeit und wissenschaftlichem Werthe erreicht, dass es als ein sehr erwünschtes und unseres Dankes werthes Unternehmen erscheinen muss, solche in einem eigenen Werkchen dem ärztlichen sowohl als auch nichtärztlichen Publicum bekannt zu geben. In der That sind der genannten Anstalten so viele (40), ihre Einrichtung so musterhaft und ihr Wirken so segensreich, dass sich dem Leser die Überzeugung aufdringt, es gebe wenige Städte in Europa, die verhältnissmässig ein Gleiches zu bieten vermögen. — Wir heben zum Beweise nur die neue Irren-Heilanstalt hervor, deren musterhafte Einrichtung von Ärzten und Laien allgemein gekannt zu werden verdient. Der Herr Verfasser übergeht absichtlich die Geschichte der Entstehung und allmäligen Entwicklung, weil sie, pragmatisch und erschöpfend abgehandelt, die Gränzen eines ärztlichen Wegweisers überschreitend, den ärztlichen Leser kaum zu fesseln vermöchte. Die interessantesten dieser Anstalten sind durch beigegebene Abbildungen versinnlicht, die in Aquatinta auf Stahl prachtvoll ausgeführt, nebst dem medicinisch-topographischen Grundrisse von Prag, sehr erwünschte artistische Beilagen des auch sonst trefflich ausgestatteten Werkes bilden. Das Ganze stellt nicht nur dem warmen Vaterlandsfreunde die Leistungen der Hauptstadt Böhmens für ärztliche Kunst und Wissenschaft, für das Wohl seiner leidenden Brüder dar, sondern dient auch dem fremden Arzte als ein willkommener und — weil es in ämtlichen Angaben und genauer eigener Anschauung seine Quelle erkennt — zuverlässiger Führer bei Besichtigung der genannten Anstalten. *Blodig.*

Medicinische Bibliographie vom Jahre 1845.

Die hier angeführten Schriften sind bei Braumüller und Seidel (Sparcassegebäude) vorräthig oder können durch dieselben baldigst bezogen werden.

Bibliothek von Vorlesungen der vorzüglichsten und berühmtesten Lehrer des Auslandes über Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, bearb. oder redig. von Dr. Fried. J. Behrend. Nr. 168 und 169. gr. 8. Leipzig, *Kollmann.* Geh. 30 kr.

Bodenstab (A. H. L., Dr. der Med., Chir. etc zu Hameln), Crisis als Naturplan oder Beobachtungen über das Verhalten der Natur bei Krankheiten und deren verschiedenartigen Entscheidungen, mit Berücksichtigung der daraus zu folgernden Regeln für die ärztliche Behandlung. I. Th. gr. 8. (X und 227 S.) Göttingen 1844, *Vandenhoek & Ruprecht.* 1 fl. 54 kr.

Briefe, vertrauliche, an einen deutschen Staatsmann über personelle und wissenschaftliche Zustände in Verwaltung, Lehrweise, Vertretung und Ausübung der Medicin. Aus den Papieren eines Verstorbenen. gr. 8. (102 S.) Cassel 1844, *Hotop.* Geh. 45 kr.

Lietzau (Dr. F. O, Kreisphysikus etc. zu Gumbinnen), Lehrbuch der speciellen Therapie. 1. Lief. gr. 8. (160 S.) Berlin, *Duncker & Humblot.* 1 fl. 10 kr.

Mège (Dr. J. B.), *de principes fondamentaux de la phrénologie appliqués à la philosophie. In 8. d'une f. 1/2 Imp. Paris.*

Ramsbotham (Francis H., Dr. M.), *The Principles and Practice of Obstetric Medicine and Surgery, in reference to the process of Parturition. 2. edit. enlarged. 8. London. pp. 756, cloth. (22 Sh.)*

Saint-Arroman (A.), *de l'action du café, du thé et du chocolat sur la santé, et de leur influence sur l'intelligence et le moral de l'homme. In 8. de 4 f. Paris, chez Jules Laisné. (1 Fr.)*

Zwicky (*Henr. Luc.*), *de corporum luteorum origine atque transformatione. Dissert. inaug. 8. maj.* (2½ Bog. u. 1 lith. Taf.) *Turici 1844, Meyer & Zeller.* Geh. (32 kr.)

Berichtigung.

In der Wochenschrift Nr. 12, S. 379 sollte im Kranken-Ausweiss bei Dr. Hügel stehen:

Verblieben mit Sept.	Zugewachsen	Zusammen	Davon sind entl.	gest.	Verbleiben
49	131	180	51	15	114

Gedruckt bei J. P. Sollinger.